

werden. Stimmen, die die kirchliche Autorität von *Justitia et Pax* in Frage stellen, schwächen in aller Regel ihren politischen Auftritt. Ebenso wichtig ist es, dass *Justitia-et-Pax*-Kommissionen eindeutig als kirchliche Akteure auftreten und eine erkennbare theologische und spirituelle Verankerung besitzen. Der Austausch und die enge *Vernetzung* zwischen den Partnern speziell in regionalen Zusammenhängen, zwischen Nord und Süd und Ost und West müssen strukturell verstärkt und abgesichert werden. Der systematische oder zumindest kontinuierliche Erfahrungsaustausch sichert Kompetenz und vermeidet unnötige nationale Engführungen. Er schafft politische Synergieeffekte. Dort, wo es inhaltlich geboten ist, muss die Vernetzung in eine operative Zusammenarbeit übergehen. Diese Form der Kooperation bietet nicht zuletzt Vorteile gegenüber anderen gesellschaftlichen Akteuren.

Die Empörung über das Unrecht darf nicht die Schärfe der *Analyse* behindern. Die politische Autorität der kirchlichen Sozialverkündigung entsteht aus dem Zusammenhang von gelebtem Zeugnis und einem klaren Blick auf die herrschenden Verhältnisse. Professionalität beziehungsweise belastbare Verbindlichkeit und persönliche Glaub-

würdigkeit sind wesentliche Bestandteile der Wirksamkeit.

Bei allen nationalen Unterschieden wird man sich in zunehmender Weise darauf einstellen müssen, dass unter den Bedingungen fortschreitender Säkularisierung nicht nur in den europäischen Gesellschaften geduldig und kompetent überzeugt werden muss. Allein die klassische kirchliche Verlautbarung, die ohne Zweifel nach wie vor ihr unverzichtbares Recht hat, wird nicht ausreichen, um langfristig die Anliegen der Kirche in Politik und Gesellschaft zu verankern. Nicht selten wird man sich mit laizistischen Tendenzen auseinandersetzen müssen, die das Agieren aller religiöser Formationen unter Generalverdacht stellen. Eine grundsätzliche Offenheit zur ökumenischen Kooperation sowie zur Zusammenarbeit „mit allen Menschen guten Willens“, ohne die eigene Identität zu verleugnen, gehört dazu.

Die notwendige Glaubwürdigkeit insbesondere in Friedensprozessen kann nur dann entwickelt oder behalten werden, wenn zugleich ein hohes Maß an Fähigkeit zur Selbstkritik aufgebaut wird. Nicht wenige Menschen haben persönlich schwierige und schlechte Erfahrungen mit der Kirche oder kirchlichen Vertretern gemacht. Indem kirchliche Akteure in der Lage sind, auf diese Er-

fahrungen ernsthaft zu antworten, kann mittelfristig sicherlich vieles von der verlorenen Autorität zurückgewonnen und somit neues Gehör gefunden werden.

Die Herausforderungen, vor denen die Weltkirche sowie die Ortskirchen stehen sind immens. Der Kongress stellte einen wichtigen Schritt auf dem Weg zu einer verstärkten kirchlichen Handlungsfähigkeit dar. Ermutigend war, dass die theologische und kirchenpolitische Bedeutung dieser Arbeit unbestritten blieb. Ermutigend war ebenfalls der Wille zur Kooperation sowie zum gegenseitigen Verständnis zwischen den Kommissionen. Offen geblieben sind allerdings viele Fragen der Partizipation in der Weltkirche und insbesondere im konkreten Umgang zwischen Klerus und Laien. Das Potenzial der versammelten Ortskirchen war außerordentlich eindrucksvoll. Für dessen Nutzung wird es darauf ankommen, die immanenten Spannungen fruchtbar zu machen und der Versuchung zu widerstehen, diese mit falscher kirchlicher Harmonie und Hierarchie zu überdecken. Die Ankündigung vom Kardinal Martino zukünftig in regelmäßigen Abständen derartigen Weltkongresse sowie entsprechende Kontinentalkongresse durchzuführen, traf auf rege Zustimmung. J. L.

Schulterschluss geboten

Hindernisse und Chancen weltkirchlicher Arbeit auf Bistumsebene

Mit ihrer jüngst veröffentlichten Erklärung „Allen Völkern Sein Heil – Die Mission der Weltkirche“ haben die deutschen Bischöfe sich selbst sowie ihre Diözesen für die weltkirchliche Arbeit neu in die Pflicht genommen. Wie stellt sich diese Verantwortung aktuell aus der Sicht eines Diözesanverantwortlichen in Sachen Weltkirche dar?

Mit ihrem im September veröffentlichten Dokument „Allen Völkern Sein Heil – Die Mission der Weltkirche“ (AVSH) haben die katholischen Bischöfe in Deutschland einen bemerkenswerten weltkirchlichen Impuls gesetzt und damit

sich selbst sowie ihre Diözesen neu in die Pflicht genommen. Die besondere Sorge für die universalkirchlichen Belange wird jedem Bischof mit seiner Weihe überantwortet. An dieser Aufgabe nimmt auch die Diözese auf allen Ebenen teil. „Die

Einzelgemeinde darf (...) nicht nur die Sorge für die eigenen Gläubigen fördern, sondern muss, von missionarischem Eifer durchdrungen, allen Menschen den Weg zu Christus ebnen“ (*Presbyterorum ordinis* 6).

In historisch bedingter unterschiedlicher Organisation existieren in den Diözesen Deutschlands eigene Fachstellen, die den bischöflichen Auftrag der weltkirchlichen Verantwortung zum Zentrum ihrer Arbeit gemacht haben. „Die weltkirchlichen Abteilungen beziehungsweise Referate der Diözesen betreiben Bewusstseinsbildung, pflegen die Verbindung mit den Missionskräften im Bistum und mit den kirchlichen Hilfswerken.“ (AVSH, 64)

Gelegentlich verwirrende Vielzahl weltkirchlicher Akteure

Seine eigentlich innovative Kraft wird das bischöfliche Dokument freilich erst dann entfalten, wenn es vor Ort übersetzt und gleichsam als Strategiepapier in die vorhandenen Strukturen des weltkirchlichen Engagements in Deutschland integriert wird. Eine programmatische Schrift wie die aus Anlass des Bonifatiusjubiläums veröffentlichte aber würde auch ihren Sinn verfehlen und ihre Absicht verraten, wenn sie nicht zugleich auch universalkirchlich kommuniziert würde. „Die Mission der Weltkirche“ lässt sich nicht allein von Deutschland her denken. Alles in dem Missionspapier der Bischöfe Überlegte und Bedachte kann nur dann fruchtbar werden, wenn es als Stimme einer bestimmten weltkirchlichen Region partnerschaftlich eingebracht wird in den gesamtkirchlichen Diskurs. Übersetzungen des Dokuments in die großen internationalen Sprachen sind daher angezeigt. Auch ein auf Ebene der Bischofskonferenz angedachter Missions-Kongress mit Beteiligung von Ortskirchen anderer Kontinente scheint geboten.

Auf die Ebene des diözesanen Handelns heruntergebrochen gilt es zunächst eine bisweilen verwirrende Vielzahl der weltkirchlich engagierten Akteure zu rekapitulieren, die derzeit

Domkapitular Wolfgang Sauer (geb. 1948) leitet nach langjähriger Tätigkeit in Priesterausbildung und Hochschulseelsorge seit 1992 die Abteilung Weltkirche im Erzbischöflichen Ordinariat Freiburg. Er vertritt das Bistum in allen weltkirchlich engagierten Werken und ist Berater der Weltkirchen-Kommission der Deutschen Bischofskonferenz.

den Reichtum des weltkirchlichen Bewusstseins in unserem Land ausprägen. Neben der Bischofskonferenz und ihrer Kommission X (Weltkirche) sind es vor allem die in den zurückliegenden Jahrzehnten eingerichteten Hilfswerke und bischöflichen Aktionen (Misereor, Adveniat, Renovabis), deren Mandat es ist, die weltkirchliche und globale Verant-

wortung der Ortskirche in Deutschland in Begegnungs-, Bildungs- und Projektarbeit umzusetzen sowie innergesellschaftlich und innenpolitisch präsent zu halten.

Mit wesentlich älteren Wurzeln und übernationaler Verankerung agieren die päpstlichen Werke (missio in Aachen und München, Päpstliches Missionswerk der Kinder – Die Sternsinger, Päpstliches Missionswerk der Frauen). Der Deutsche Caritasverband (DCV) hat sich in seiner Sektion „Caritas international“ stets als verlässlicher Partner in das weltkirchliche Solidarbündnis Deutschlands eingereiht. Im Deutschen Katholischen Missionsrat (DKMR) wurde ebenfalls bereits vor Jahrzehnten ein effizientes Dialogforum geschaffen, dessen besonderer Vorteil darin besteht, dass die weltkirchlich und missionarisch aktiven weiblichen und männlichen Ordensgemeinschaften mit Sitz in Deutschland mit am Tisch sitzen, obwohl sie aufgrund ihrer oft internationalen Verfasstheit und kirchenrechtlichen Eigenständigkeit der diözesanen Struktur und Jurisdiktion der Ortskirche in Deutschland nicht unmittelbar zugeordnet sind. Ebenfalls international agierende Hilfswerke wie das Bonifatiuswerk und „Kirche in Not“ komplettieren das Bild der in Deutschland verorteten Institutionen.

Zu diesem bunten Strauß weltkirchlichen Engagements gesellen sich die Diözesen in Deutschland als mehr oder weniger eigenständige Akteure und bringen von der unteren Ebene eine Vielzahl von engagierten Gruppen (Eine-Welt, Partnerschaft, Mission-Entwicklung-Frieden) in das weltkirchliche Konzert ein. Fachorganisationen und besondere Programme (Arbeitsgemeinschaft für Entwicklungshilfe – AGEH, Justitia et Pax, Exposure-Angebote, Freiwillige Internationale Dienste – FID, sowie die speziellen Jugendprogramme der Ordensgemeinschaft – MaZ, JEV und andere) konturieren und qualifizieren die Palette der universalkirchlich ausgerichteten Aktivitäten.

Der Schein der imponierenden Vielfalt darf nicht darüber hinwegtäuschen, dass auch und gerade die weltkirchlich ausgerichteten Initiativen der katholischen Kirche in Deutschland die Spuren und Risse der gegenwärtigen Situation in unserem Land aufweisen: wegen akuter Nachwuchsprobleme in der Heimat positionieren die klassischen Missionsorden ihre Zukunft in den überseeischen Provinzen ihrer Gemeinschaften. Die genannten päpstlichen beziehungsweise bischöflichen Werke sehen sich mit der schmerzlichen Tatsache konfrontiert, dass die aus den Diözesen eingehenden Kollekten sich kontinuierlich verringern, zum Teil drastisch, und dass auch die langjährig garantierten Zuschüsse aus dem Verband der Diözesen einschneidende Kürzungen erfahren.

Neben der finanziellen Absicherung scheint auch die *ideelle Flanke* brüchig zu werden. Das in früheren Jahren noch fast selbstverständlich abrufbare Interesse der „Basis“ an Themen im Bereich von Mission – Entwicklung – Frieden wird heute von einer Generation repräsentiert, die in die Jahre gekommen ist und in der Regel leider keinen adäquat interessierten

Nachwuchs aus den nachfolgenden Generationen aufweisen kann. Da auch die Potenziale der auf der Ebene der Bistumsleitungen angesiedelten Fachstellen eher nachlassen als ansteigen, kommt es im Einzelfall zu Missverständnissen und ausgesprochenen Reibungsverlusten zwischen den weiterhin komplex ausgestatteten Werken und ihren diözesanen Korrespondenzen.

Aus der Sicht der Diözesanverantwortlichen seit Jahren mit gewisser Sorge beobachtet und von einigen Vertretern in einem Memorandum (2001) eigens thematisiert, haben sich die ursprünglich vereinbarten oder zumindest de facto praktizierten Schwerpunktsetzungen der einzelnen Werke verschoben und im Aktionsprofil einander angenähert. Die „ureigenen Aufgaben“ der Werke, die ehemals eine gewisse gegenseitige Respektierung im jeweiligen „Kerngeschäft“ garantierten, sind heute nicht mehr so leicht erkennbar. Die knapper werdenden innerkirchlichen Ressourcen und die zunehmend professionelle Analyse des bundesdeutschen Spendenmarktes führt bei den in der katholischen Familie beheimateten Werken zu einer *wahrnehmbaren Konkurrenz-situation*.

Die kirchlichen Hilfswerke als Mitbewerber und Konkurrenten

Nachdem diese durch regelmäßige Aus- und Absprachen (bis hin zu vertraglichen Absicherungen) auf der kollegialen Ebene der Leiter (MARMICK) nicht nachhaltig geordnet werden konnte und auch das im Jahr 2000 erschienene Bischofswort „Die eine Sendung und die vielen Dienste“ nicht den gewünschten konzertierenden Erfolg brachte, kam es unter Federführung der Kommission Weltkirche zur Einrichtung einer neuen Koordinierungskonferenz (KoKo), deren sichtbares Ergebnis unter anderem die Vorlage eines jährlichen Aktionskalenders ist, in dem sich die einzelnen Werke im Interesse des Ganzen auf verlässliche Zeitschienen in ihren jeweiligen Aktionen und Aktivitäten verpflichten.

Aus der Wahrnehmung eines diözesanen Weltkirche-Referenten ist dringend zu wünschen, dass dieser neuen Form gegenseitiger Kooperation Erfolg beschieden ist. Denn aus der Sicht der diözesanen Basis ist anzumerken, dass das jeweilige Proprium der Hilfswerke aus der Perspektive der Endverbraucher, sprich etwa der hauptamtlichen Seelsorgekräfte in den Pfarreien und Dekanaten, immer weniger wahrgenommen beziehungsweise verstanden wird. Ein Detailwissen um weltkirchliche Ausdifferenzierung schwindet und hat auch im schulischen Religionsunterricht beziehungsweise in den katechetischen Prozessen (Erstkommunion, Firmung) derzeit oft nicht die wünschenswerte Verankerung.

Eine latente Gefahr könnte darin bestehen, dass sich die katholischen Hilfswerke aus nachvollziehbaren finanziellen Erwägungen heraus von der diözesanen Verankerung lösen und ihr eigentliches Interesse eher dem *säkularen Spendermarkt* zuwenden. Die dort geltenden Gesetzmäßigkeiten, die zum Beispiel besonders von den erfolgsträchtigen Segmenten „Katastrophenhilfe“ und „Kinder in Not“ bestimmt werden, könnten auch jene katholischen Hilfswerke zu Kampagnen in diesen werbewirksamen Bereichen verleiten, die bisher andere thematische und projektbezogene Schwerpunkte verfolgt haben. Anzeichen der Konzentration auf solche den Gesetzen des Marktes verpflichtete Aktivitäten sind leider erkennbar.

Wer weiß besser, wo das gespendete Geld hingelangt?

An einer anderen, bisweilen aufreibenden Front kämpfen Diözesanverantwortliche in Sachen Weltkirche angesichts einer zunehmend individualisierten Ausprägung im Verhalten weltkirchlich engagierter Gruppen und deren lokalen Unterstützern. In Verbindung mit einer verbreiteten Skepsis gegenüber großen Institutionen (wozu im Einzelfall auch die Diözesanleitungen gezählt werden), verstärkt sich der Trend zu in eigener Verantwortung durchgeführten Projektarbeit. Die hohe internationale Mobilität in der Gesellschaft, zur Zeit der Gründung großer Hilfswerke in Folge des weltkirchlichen Aufbruchs nach dem Zweiten Vatikanischen Konzil noch völlig undenkbar, ermöglicht bilaterale Direktkontakte, sei es mit Einzelpersonen oder auf der Ebene von Gemeindeparterschaften.

Angesichts der anhaltenden materiellen Not in den meisten Partnerländern des Südens und Ostens ist es naheliegend und fast zwingend, dass das ungleich konkretere Umeinander-Wissen sich auch im unmittelbaren Impuls der finanziellen Solidarität entfaltet. Weil man meint, damit „besser zu wissen, wo das Geld hingelangt“, haben Projektfinanzierungen auf örtlicher und bilateraler Ebene einen bestechenden Vorzug vor der anonymisierten Spende gegenüber den Hilfswerken oder in Form von diözesan verantworteten Kollekten.

Einzelne Partner aus den Ortskirchen in Übersee haben diesen Trend im deutschen Solidaritätsverhalten erkannt und suchen zunehmend eher die *Direktunterstützung* aus Partnerschaftsgruppen und Kirchengemeinden als durch die meist komplizierteren Verfahren der Einreichung eines Projekts bei den Hilfswerken oder den Projektteilungen der Diözesen. Der fast garantierte Erfolg des „easy money“ kann dann zu regelrechten Erbhöfen der Unterstützung führen, aus deren Strukturen die Beteiligten wegen der scheinbar offenkundigen win-win-Situation nur ungern ausbrechen. „Belehrungen“ oder zumindest Orientierungen von diözesaner Leitungsebene sind unerwünscht und werden als störend

empfunden. Die kirchlichen Hilfswerke versuchen diesem Trend dadurch zu begegnen, dass sie zu kooperationsgestützten Projektpartnerschaften einladen, um auf diese Weise die lokalen Initiativen zu qualifizieren und vielleicht auch vor eklatanten Einseitigkeiten und Risiken zu bewahren. Dieses Angebot der Hilfswerke erscheint wichtig und zielführend.

Die oft zitierte Formel vom gegenseitigen Lernen in partnerschaftlicher Verbundenheit wird leider nur begrenzt eingelöst. Zum wirklichen gemeinsamen Lernen würde, zumindest ab einem bestimmten Punkt, auch die differenzierte Einsicht in die strukturelle Ungerechtigkeit und (um es scharf zu formulieren) den kurzsichtigen *bilateralen Egoismus* ohne wirkliche Nachhaltigkeit kommen müssen. Unter den heutigen Bedingungen von Not, Armut und leider auch Korruption ist es nicht damit getan, ein Projekt zu initiieren und etwa auf pfarrlicher Ebene einen großen Unterstützerkreis zu mobilisieren. Die aus dem Ideal einer „Partnerschaft auf gleicher Augenhöhe“ abgeleitete Hoffnung, dass korrigierende Signale vielleicht aus dem Umfeld der Hilfsempfänger kommen könnten, haben sich zumindest bis heute noch nicht erfüllt.

Die Idee, solidarische Unterstützung aus Deutschland nicht nur für sich zu beanspruchen, sondern möglicherweise auch in größere diözesane oder kommunale Strukturen in den Partnerländern zu überführen, etwa im Sinn einer ausgleichenden Gerechtigkeit, überfordert die meisten ausländischen Partner angesichts ihrer konkreten Not.

Anzeichen für eine Krise im Erfolgsmodell Partnerschaft

Ideenreiche und wirksame Modelle, die den beschriebenen Trend der Individualisierung wirksam aufhalten könnten, sind derzeit (mit Ausnahme der beschriebenen Initiativen der Hilfswerke) leider nicht in Sicht. Es sei bei dieser zugegeben kritischen Sicht freilich nicht verschwiegen, dass nach wie vor sehr großzügig gespendet wird und die Akteure vor Ort sich in oft bewundernswerter ehrenamtlicher Weise engagieren. Die Diözesen ihrerseits sind sicher gut beraten, wenn sie in ihren vertrauensbildenden Maßnahmen nicht nachlassen und etwa durch Weltkirchentage oder Partnerschaftstreffen das diözesane Wir-Gefühl stärken und die Gruppen und Initiativen miteinander vernetzen. In diesem Verbund des solidarischen Austauschs von Erfahrungen sind dann Korrekturen von Einseitigkeiten und Fehlentwicklungen im eigenen Partnerschaftsverhalten diskreter möglich.

Nicht wenige Diözesen haben im Nachgang zum Zweiten Vatikanischen Konzil und auf Grund der einschlägigen Impulse der Würzburger Synode große Anstrengungen unternommen, ihre weltkirchliche Kompetenz zu qualifizieren

und ihr ekklesiologisches Mandat im weltkirchlichen Kontext in neue Formen zu gießen. Zentrales Anliegen war dabei, die vorhandenen gewachsenen Bindungen zu Missionskräften und Repräsentanten anderer Ortskirchen zu beachten und in ein erneuertes Verständnis intereklesialer Verbundenheit zu überführen. Dies führte zu dem bekannten Impuls, die bestehenden „Patenschaften“ in „Partnerschaften“ zu verwandeln und damit obsoletere Strukturen von Assistentialismus und Dependenz zu überwinden.

Dabei stießen die Initiativen auf diözesaner Ebene, meist in einer Koalition der Erneuerung von diözesanen Laiengremien und Bistumsleitungen gemeinsam getragen, nicht immer auf die uneingeschränkte Sympathie der bestehenden Hilfswerke. Mit Verweis auf die spezielle Sachkompetenz und eine daraus abgeleitete „ownership“ im weltkirchlichen Auftrag erschienen ihnen die neuen diözesanen Initiativen teils blauäugig, teils gefährlich. Erwachsen doch aus diözesanen Partnerschaften und den damit verbundenen Direktkontakten auch Konkurrenzsituationen bezüglich des weltkirchlichen Know how und des oben bereits beschriebenen Spenderverhaltens.

Es ist hier nicht möglich, das in zahlreichen deutschen Diözesen erfolgreich etablierte Modell zwischenkirchlicher Partnerschaften auch nur andeutungsweise zu beschreiben. Eine umfassende, unpräzise wissenschaftliche Bewertung steht aus und ist zum gegenwärtigen Zeitpunkt vielleicht auch noch nicht möglich. Auf der Positivseite wäre zweifellos zu nennen, dass durch die Unmittelbarkeit neuer Verbindungen, etwa von Pfarrei zu Pfarrei, das Erfahrungswissen in den Diözesen Deutschlands einen enormen Zuwachs erhalten hat. Die Fähigkeit, eigene Kirchenstrukturen und Glaubensweisen, Pastoralstrategien und Ressourcendiskussionen zu relativieren und vor dem konkret gewussten Hintergrund anderer Ortskirchen reflektieren zu lernen, ist ein nicht hoch genug einzuschätzendes Element im Leben und „Kirchengedächtnis“ der partnerschaftlich engagierten Diözesen.

Wie immer sich die diözesanen Partnerschaften weiter entwickeln werden, wird man doch heute schon konstatieren können, dass sie einen wertvollen Beitrag zur Rezeption des *communio*-Gedankens des Zweiten Vatikanischen Konzils geleistet haben. Dass durch die korrespondierenden Prozesse in den Partnerdiözesen und Partnerländern auch dort kostbare innerkirchliche Bewusstseinsentwicklungen in puncto Weltkirche ausgelöst wurden und damit auch in anderen weltkirchlichen Regionen alte Modelle und Phantasien der Abhängigkeit nachhaltig überwunden wurden und werden, steht außer Frage.

Die deutschen Bischöfe würdigen in ihrem Dokument den ermutigenden Charakter diözesaner Partnerschaften ausdrücklich: „Zahlreiche Diözesen und Pfarrgemeinden in unserem Land können von guten Erfahrungen berichten, die sie durch Partnerschaften mit außereuropäischen Ortskirchen gemacht haben. Selbst wenn es nur wenige Personen sind, die

andere Kirchen unmittelbar erleben, so kann ihr Zeugnis doch in den Ortskirchen oder Gemeinden auf beiden Seiten wie ein Ferment weiterwirken. Das wechselseitige Lernen hat viele Dimensionen.“ (AVSH, S. 56)

Sorge bereitet die Tatsache, dass die ökonomische Entwicklung in vielen Partnerländern sich eher verschärft und deswegen die Idee einer Beziehung zwischen kulturell mit sich identischen und materiell gleichstehenden Partnern („auf gleicher Augenhöhe“) auch mittelfristig nicht wird eingelöst werden können. Das mit dem Nachbarland Frankreich kommunalpolitisch realisierte Modell der „jumelage“ ist wegen der meist größeren Entfernungen (Osteuropa einmal ausgenommen) und anhaltend großen materiellen Unterschieden weltkirchlich nicht zu kopieren. Die klar formulierte Option, dass es bei Partnerschaften nicht zuerst um hilfswerkähnliche Projektunterstützung, sondern vor allem um die realisierte Gebets- und Glaubensverbindung und die in direkter Kommunikation verwirklichte kulturelle Lerngemeinschaft gehen sollte, fällt nicht selten den harten Realitäten zum Opfer.

Zu den belastenden Faktoren gehört im übrigen auch die ungünstige Altersstruktur in vielen Partnerschaftsgruppen in Deutschland. Meist stehen die Protagonisten auf deutscher Seite einer eher jugendlich bestimmten Partnerkirche im Ausland gegenüber. Dies könnte mittel-, vielleicht sogar kurzfristig zu einer fast nicht mehr lösbaren Herausforderung werden. Die Kirche in Deutschland hat sicher guten Grund, auf das Ereignis des Weltjugendtages große Hoffnungen zu setzen, sowohl im Blick auf die weltkirchliche Sensibilisierung der eigenen Jugend als auch auf ein wachsendes Interesse der jungen Menschen in anderen Ländern, die Ortskirche in Deutschland besser kennen und verstehen zu lernen.

Gerade an diesem wechselseitigen besseren Verständnis haben die bestehenden Partnerschaften bis heute noch keinen wesentlich bewusstseinsverändernden Beitrag leisten können. Dies hängt unter anderem mit Vorurteilen der Partner zusammen, die Deutschland und Europa jahrzehnte- oder gar jahrhundertlang vor allem unter der Sicht der reichen Geber internalisiert haben, verbunden mit einer gewissen Skepsis, die sich aus der jüngeren deutschen Geschichte ergibt, aber nicht selten auch etwas mit Deutschland als dem Ursprungsland der Reformation zu tun haben. Das historische Gedächtnis der katholischen Kirche sitzt tief.

Wenn nicht alles trägt, wird auch die rasante Säkularisierung in Deutschland und die damit verbundene Diasporasituation in weiten Landstrichen unseres Landes eine gewisse mentale Entfremdung zwischen unseren Partnern und uns eher verstärken. Schon heute sind Besucherinnen und Besucher aus anderen Ländern überrascht, welche innerkirchlichen Beobachtungen sie in Deutschland machen. Überraschung und Staunen könnten zwar vertiefende Lernschritte auslösen, tun es aber leider doch zu wenig. Vielleicht liegen die Welten, die

Kulturen und Kirchenbilder oft einfach zu weit auseinander, als dass auf Grund eines hohen gemeinsamen Vorverständnisses weiterführende Lernprozesse in Gang kommen könnten.

Auch die jugendlichen „Freiwilligen“ oder Partnerschaftsgruppen, die sich in ihre Schwestergemeinden aufmachen und dort oft ermutigende Erfahrung von Glaubensleben und sympathischer Kirchlichkeit machen, fernab der bisweilen belasteten innerkirchlichen Diskussionen in der Heimat, können den Elan der erweiterten Erkenntnis nach ihrer Rückkehr oft nur begrenzt umsetzen. „Weltkirche als Lerngemeinschaft“ ist unbestritten ein naheliegendes Postulat, sollte aber von aller ideologischen Überhöhung freigestellt werden.

Das Modell Partnerschaft, faszinierend und theologisch aktuell wie eh und je, erweist sich in der konkreten Ausgestaltung als anspruchsvoller, als manche Initiatoren der Gründergeneration vermuten konnten. Einerseits gibt es sicher gute Gründe geduldiger zu sein und das „Pflänzlein Partnerschaft“ nicht allzu anspruchsvollen Qualitätsprüfungen zu unterziehen, andererseits gibt es den Faktor Zeit und die historische Entwicklung. Absolute Bestandsgarantien für die diözesanen Partnerschaften zu formulieren, wäre riskant.

Partnerschaft auch nach innen

Eine Frucht, gleichsam am Rande und ursprünglich nicht intendiert, ist die Tatsache, dass es im Gefolge der zahlreichen diözesanen Aktivitäten in Deutschland auch zu einer bemerkenswerten „Partnerschaft nach innen“ gekommen ist. Zusammen mit den Hilfswerken hatte sich das neue Interesse an Interaktion und qualifizierter Kooperation Mitte der neunziger Jahre in der „Konferenz Weltkirche in Deutschland (KO-WEKID)“ organisiert. Sie wurde, auf Initiative der Deutschen Bischofskonferenz, von einer neuen Arbeits- und Kommunikationsstruktur auf der Ebene der Weltkirchenreferenten in den Diözesen Deutschlands abgelöst. Inwieweit damit die gute Erfahrung und Tradition der „Partnerschaft nach innen“ fortgesetzt und weiter ausgebaut werden kann, wird sich zeigen.

Im Interesse eines möglichst kongruenten Erscheinungsbildes gegenüber unseren Partnern in den anderen Ortskirchen und angesichts der zu erwartenden Schwächung bei zurückgehenden materiellen und finanziellen Ressourcen erscheint der effiziente und vorurteilsfreie Schulterschluss im eigenen Land als dringlich geboten. Die katholische Kirche in Deutschland, selbst Ortskirche neben anderen Ortskirchen, und in Zukunft sicher nicht mehr mit dem langjährig gewohnten „standing“ ausgestattet, wird den ihr zukommenden Part in der „Mission der Weltkirche“ nur mit weiterer kooperativer Phantasie und in partnerschaftlicher Demut realisieren können: wir sind pars – nur ein Teil und doch ganz Partei.

Wolfgang Sauer

„Sich als Priester nicht verstecken“

Ein Gespräch mit dem Paderborner Regens Peter Klasvogt

Die Zahl der Neupriester und der Priesteramtskandidaten in Deutschland wie anderswo in Europa hat einen schon lange nicht mehr gekannten Tiefstand erreicht. Lässt sich dieser Entwicklung von kirchlicher Seite entgegensteuern? Kann es Strategien für die Gewinnung von Priesternachwuchs geben, und wie sieht der konkrete Ort des Priesters in Kirche und Gesellschaft heute aus? Darüber sprachen wir mit Peter Klasvogt, Regens des Paderborner Priesterseminars und Vorsitzender der Deutschen Regentenkonferenz. Die Fragen stellte Ulrich Ruh.

HK: Herr Dr. Klasvogt, die Deutsche Regentenkonferenz hat 2003 einen Aktionsplan gestartet, der der Priesterausbildung und der Berufungspastoral in unseren Breiten neue Impulse geben soll, und dazu auch pointierte „Optionen“ vorgelegt. Steckt dahinter der Mut der Verzweiflung angesichts immer weiter zurückgehender Zahlen beim Priesternachwuchs?

Klasvogt: Nicht der Mut der Verzweiflung, wohl aber das Ernstnehmen einer bedrängenden und für manche auch bedrückenden Situation. Der Beirat der Regentenkonferenz hat seinerzeit mit dem Vorsitzenden der Deutschen Bischofskonferenz und der zuständigen bischöflichen Kommission Kontakt aufgenommen, aus dem Bewusstsein heraus, dass es einen Schulterchluss braucht, um dem Thema Priestersein und Priesterwerden das Gewicht zu geben, das es heute dringend verdient. Gerade mit Hilfe der Optionen ist es auch gelungen, die innerkirchliche Öffentlichkeit zu sensibilisieren und eine intensive Beschäftigung mit dem Thema anzustoßen. Ob es heute und morgen noch Priester gibt, ist nicht nur Sache der Bischöfe und der Priester, sondern eine Herausforderung für das ganze Gottesvolk.

„Wir müssen in Deutschland unsere Berufungsvergessenheit überwinden“

HK: Werbung für den Priesterberuf gibt es nicht erst seit gestern. Jedes Bistum hat eine entsprechende Einrichtung, dazu kommt das „Zentrum für Berufungspastoral“ als Arbeitsstelle der Deutschen Bischofskonferenz. Hat man hier bislang zu wenig getan oder etwas falsch gemacht, so dass jetzt ein neuer Aktionsplan hermusste?

Klasvogt: Wir unterstützen alle Bemühungen, um die Berufung des Priesters wieder ins Bewusstsein zu heben. Dem dienen auch die pointiert formulierten, möglicherweise provozierenden Optionen. Es handelt sich eben nicht um eine abgerundete und abgewogene Denkschrift, die zwar lauter Richtigkeiten enthält, aber keinen wirklich anspricht noch herausfordert. Das Thema „Priester werden“ könnte an Ge-

wicht und Schlagkraft gewinnen, noch über die vielfältigen Ideen, Strategien und Initiativen in den einzelnen Diözesen hinaus, wenn man sich auf ein gemeinsames Vorgehen, eine konzertierte Aktion oder ein nationales Programm verständigte. Berufungspastoral müsste zur regulativen Idee werden, die in allen kirchlichen Vollzügen und Bereichen zum Tragen kommt. Wir müssen in Deutschland unsere Berufungsvergessenheit überwinden.

HK: Das ist aber allemal leichter gesagt beziehungsweise gefordert als getan. Worauf käme es in erster Linie an?

Klasvogt: Es ist zu wenig, die einzelnen pastoralen Dienste nur von ihrer Funktion her zu beschreiben. Wir müssen verstärkt deutlich machen, warum sich jemand mit Haut und Haaren in einen geistlichen Beruf hineinbegibt. Wer heute Priester wird, wird das nicht per Anstellungsvertrag, sondern weil er sich in der Weihe Gott schenkt und sich damit für die Gemeinschaft der Kirche in Dienst nehmen lässt.

HK: Alle Bemühungen um Berufungspastoral beruhen auf der Annahme, dass es so etwas wie „Berufung“ zum priesterlichen Dienst auch heute gibt, ein entsprechendes Potenzial vorhanden ist. Kann man davon einfach so ausgehen, oder könnte es nicht sein, dass sich das Reservoir für Berufungen in unserer gesellschaftlichen, religiösen und kirchlichen Situation bis auf Restbestände schlicht erschöpft hat?

Klasvogt: Wie der jüngste „Trendmonitor Religion“ des Alvensbacher Instituts unverblümt offen legt, kommt nur eine verschwindende Minderheit von Jugendlichen und jungen Erwachsenen regelmäßig zum Sonntagsgottesdienst. Aber in dieser kleiner gewordenen Zielgruppe gibt es doch ein erstaunlich hohes Maß an Bereitschaft, sich der Frage nach dem Priesterberuf ernsthaft zu stellen. Deshalb kommt es darauf an, diejenigen in ihrer Berufung und Sendung zu stärken, die sich bereits auf diesen Weg gemacht haben, und gleichzeitig das Potenzial derer zu erschließen, die sozusagen in Wartestellung sind und sich zunächst bedeckt halten. Heute laufen